

Vertrauen durch Anwesenheit: Vormoderne Herrschaft im späten Zarenreich

Jörg Baberowski

Wir vertrauen einander. Täglich üben wir uns im Vertrauen. Wir könnten in der modernen Welt überhaupt nicht überleben, wenn wir einander nicht Vertrauen schenken. Wenn wir ins Krankenhaus kommen, haben wir die Gewissheit, dass wir dort nicht von Ärzten um unser Leben gebracht werden. Vor Gericht, als Kläger, als Beklagte oder Angeklagte, vertrauen wir darauf, dass die Juristen, deren Rede wir nicht verstehen, Recht und Gesetz dienen. Denn kaum einer versteht, wie das Recht interpretiert und angewandt werden muss, aber jeder weiß, dass es unser Leben regelt und dass wir deshalb vor Überraschungen sicher sein können. Professoren bekommen Gehälter und Pensionen, und sie bekommen sie auch dann weiter ausgezahlt, wenn Universitätsleitungen oder Landesregierungen ausgewechselt werden. Wenn Politiker abgewählt werden oder zurücktreten, empfinden wir das nur selten als Schicksalsschlag oder Unterbrechung der täglichen Routine; alles bleibt, wie es ist, weil nur das Amt zählt, nicht die Person, die es bekleidet. Das erhoffen wir nicht nur, das wissen wir auch. Und darin besteht unser Vertrauen, – nicht zu den Personen, sondern zu den Professionen und Institutionen, in deren Namen diese Personen auftreten. Wir bewegen uns dabei so sehr im Selbstverständlichen, dass wir uns allem Unverstandenen bedenkenlos ausliefern. »Ohne jegliches Vertrauen«, sagt Niklas Luhmann, könnten Menschen nicht einmal ohne Angst ihr Bett verlassen. Eine »unvermittelte Konfrontation mit der äußersten Komplexität der Welt hält kein Mensch aus.«¹ Nur die Gewalt und die Ankündigung des eigenen Todes sind in der modernen, komplexen Gesellschaft noch eine lebensbedrohliche Überraschung. Deshalb ist es unter allen Umständen sinnvoll, Vertrauen zu haben. Es stabilisiert die sozialen Beziehungen in einer unübersichtlichen Welt.²

Was aber geschieht, wenn das staatliche Gewaltmonopol zerfällt, wenn Armut und Hunger in das Leben zurückkehren? Wenn die Verschiedenen, die in

1 Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (Stuttgart: Enke, 1968), S. 1.

2 Ute Frevert, »Vertrauen – eine historische Spurensuche«, in: *Vertrauen. Historische Annäherungen*, hrsg. von Ute Frevert (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003), S. 7–66; Russel Hardin, »Trust in Government«, in: *Trust and Governance* hrsg. von Valerie Braithwaite & Margaret Levi (New York, NY: Russel Sage Foundation, 1998), S. 9–27.

einer Gesellschaft leben, miteinander um knappe Ressourcen konkurrieren und sie niemanden anrufen können, der ihre Konflikte schlichtet oder beendet? Dann werden die Menschen einander misstrauen, sie werden Schutz suchen bei jenen, die im Ruf stehen, stark zu sein und sie werden sich Verwandten, Freunden und Bekannten zuwenden. Niemand wird unter solchen Umständen abstrakten Rechtsvorschriften und Institutionen vertrauen, nicht einmal jene Menschen, die in diesen Institutionen arbeiten. Denn wenn es keine Macht gibt, die das Recht unter allen Umständen durchsetzen und seine Beachtung erzwingen kann, wird es auch niemand beachten.

Stattdessen werden wir unser Vertrauen nur noch Personen schenken, die wir kennen, und von denen wir wissen, dass sie auch uns vertrauen. Aber die Vertraulichkeit, die in der Risiko-Gesellschaft die Voraussetzung für das Vertrauen ist, stellt sich nur ein, wenn Freunde und Bekannte einander begegnen, wenn sie sich vergewissern können, ob sie einander noch trauen dürfen. Sozialität, sagt Hobbes, heißt, mit dem Schlimmsten rechnen zu müssen.³ Das ist der Grund, warum Despoten in vormodernen Herrschaftssystemen Gefolgsleute in ihrer Nähe haben, ihnen in die Augen schauen und ihre Gesichter und Gesten kontrollieren wollen, um Unvorhergesehenes abzuwenden. So gesehen legt sich das künstliche Netz des Vertrauens über die Lücke, die die Gewalt und die Vernunft nicht schließen kann.⁴ Man könnte auch sagen, dass die Stabilität einer Anwesenheitsgesellschaft darin besteht, dass ihre Mitglieder misstrauisch sind, dass sie einander kontrollieren und beobachten und Fremden den Zutritt zu ihr verwehren. Jeder weiß, dass der Vertrauende sich durch eine Vertrauenshandlung verletzlich macht. Denn der Tod oder der Sturz eines Patrons, der Verrat eines Klienten oder die Bedrohung durch Fremde können das kunstvoll geknüpft Netz persönlicher Beziehungen wieder zerstören. Aus diesen Gründen unterwerfen sich Menschen in Anwesenheitsgesellschaften gewöhnlich einer strengen Sozialdisziplin, um dem Unvorhergesehenen rechtzeitig zu begegnen. Sie arbeiten an der Überwindung des tiefen Misstrauens, indem sie einander daran hindern, von den Normen abzuweichen. Man könnte auch sagen, dass der Anpassungsdruck mit der Primitivität der sozialen Institutionen wächst und nicht, wie Foucault behauptet hat, ein Resultat moderner Disziplinierungstechniken ist.⁵ Und weil

3 Vgl. Dirk Baecker, *Form und Formen der Kommunikation* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005), S. 92.

4 Barbara Misztal, *Trust in Modern Societies. The Search for the Bases of Social Order* (Cambridge: Polity Press, 1996), S. 26–27; Martin Hartmann, »Einleitung«, in: *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts*, hrsg. von Martin Hartmann & Claus Offe (Frankfurt am Main: Campus, 2001), S. 1–23.

5 Vgl. Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 10. Aufl., 1992); Hubert L. Dreyfus & Paul Rabinow, *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik* (Weinheim: Beltz, Athenäum, 2. Aufl., 1994), S. 183–191, 220–229. Zur »totalitären« Struktur vormoderner Gesellschaften vgl. Barrington

es in einer unsicheren Welt vernünftig ist, von fremden Menschen nichts Gutes zu erwarten, haben die Tugendlehren in ihr auch keine universale Geltung. Was die eigene Gruppe integriert, hat im Verkehr mit Fremden keine Bedeutung. So haben Historiker das Leben in den Gesellschaften des europäischen Mittelalters und der Frühen Neuzeit beschrieben. Burgen, Türme, Mauern und Waffen waren der sichtbare, Patronage- und Verwandtschaftssysteme der unsichtbare Ausdruck einer unsicheren Welt, in der die lokalen Gesellschaften stark, Staaten aber schwach waren.⁶ Aber was hat diese Erkenntnis mit der Geschichte des späten Zarenreiches zu tun? »Institutionen haben keine Bedeutung. Alles hängt von Personen ab.« So hatte Konstantin Pobedonoscev, Religionsminister und Erzieher Alexanders III. in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts über die Essenz der russischen Staatlichkeit geurteilt.⁷ Er sprach aus, was wenigstens die bürokratischen Eliten im 19. Jahrhundert als auswegloses Dilemma empfanden: dass die institutionalisierte und gesetzliche Herrschaft des Zentralstaats an der Kultur personalisierter Herrschaft zerbrach. Die Bürokratie war ein Fremdkörper in den Wirklichkeiten vormoderner Anwesenheitsgesellschaften, weil ihr Regelwerk und ihre Komplexität mit der Unmittelbarkeit der sozialen Beziehungen nicht übereinstimmten. Man könnte mit den Worten des russischen Semiotikers Jurij Lotman auch sagen, dass sie »fast keine Spur im geistigen Leben Russlands« hinterließ, weder im 19. noch im 20. Jahrhundert.⁸

Gleichwohl haben Historiker, vor allem in den USA, die Geschichte des späten Zarenreiches und der frühen Sowjetunion in den Kontext einer europäisch-amerikanischen Moderne eingeordnet.⁹ Ihre Geschichten berufen sich auf die

Moore, *Zur Geschichte der politischen Gewalt* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1969), S. 68 und Elias Canetti, *Masse und Macht* (München: Hanser, 1960), S. 487–515.

- 6 Dorothea Weltecke, »Gab es ›Vertrauen‹ im Mittelalter? Methodische Überlegungen«, in: *Vertrauen. Historische Annäherungen*, hrsg. von Ute Frevert (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003), S. 67–89, hier S. 69–73; Joel S Migdal, *Strong Societies and Weak States. State-Society Relations and State Capabilities in the Third World* (Princeton, NJ: Princeton University Press, 1988), S. 3–41. Auch Freundschaft als Verhältnis zwischen Gleichen ist im modernen Verständnis nur dort möglich, wo es neutrale Räume gibt, die es Freunden erlauben, einander zu helfen, ohne Dritten zu schaden. Vgl. Allan Silver, »Friendship and Trust as Moral Ideals: An Historical Approach«, in: *Archives Européennes de Sociologie* 30 (1989), S. 274–297, hier S. 282.
- 7 Zit. in: P. A. Zajončkovskij (Hrsg.), *Dnevnik gosudarstvennogo sekretarja A. A. Polovceva*, Bd. 1 (Moskva: Izd. Nauka, 1966), S. 315.
- 8 Jurij Lotman, *Rußlands Adel. Eine Kulturgeschichte von Peter I. bis Nikolaus I.* (Köln: Böhlau 1997), S. 25. (im Original: *Besedy o russkoj kul'ture. Byt i tradicii russkogo dvorjanstva (XVIII načalo XIX veka* (S.-Peterburg: Isskustvo SPb, 1994), S. 27). Vgl. auch Geoffrey Hosking, »Forms of Social Solidarity in Russia and the Soviet Union«, in: *Trust and Democratic Transition in Post-Communist Europe*, hrsg. von Ivana Marková (Oxford: Oxford Univ. Press, 2004), S. 48–49.
- 9 Stephen Kotkin, »Modern Times. The Soviet Union and the Interwar Conjuncture«, in: *Kritika* 2 (2001), S. 111–164; David Hoffmann & Yanni Kotsonis (Hrsg.), *Russian Modernity. Politics, Knowledge, Practices* (Houndmills [u.a.]: Macmillan 2000); David Hoffman, *Stalinist Values.*

Macht der Ideen und ihrer öffentlichen Repräsentationen. Es besteht kein Zweifel, dass die Eliten im Zarenreich und in der Sowjetunion den modernen Traum einer rational geplanten und geordneten Welt träumten. Auch sie glaubten an die Möglichkeit, Gesellschaften, Nationen und Ökonomien durch Institutionen beliebig verändern und kontrollieren zu können. Dieser Glaube an die Grenzenlosigkeit des Möglichen war zugleich die Legitimation und der Daseinsgrund kommunistischer Herrschaft in der Sowjetunion.¹⁰ Ideen aber müssen sich bewähren, in den Köpfen jener, die sie artikulieren ebenso wie in den Milieus, in denen sie zirkulieren. Ihr Resonanzboden ist die Kultur einer Gesellschaft. Was bleibt von den modernen Ideen, wenn sie sich in einem vormodernen Ermöglichungsraum durchsetzen müssen? Die Antwort lautet: Sie verändern sich zu dessen Bedingungen. Wer von modernen Sozialtechnologien spricht, über die Bedingungen und Möglichkeiten ihrer Anwendung aber nichts zu verkünden weiß, hat sein Thema verfehlt. Wenn wir wissen wollen, was die Modernisierung im Zarenreich und in der Sowjetunion war, dann müssen wir sie in ihren materiellen und kulturellen Ermöglichungsräumen beschreiben.

Als Peter I. im frühen 18. Jahrhundert damit begann, Herrschaft zu zentralisieren und zu rationalisieren, um die Verwaltung an Regeln zu binden und die Bevölkerung zu erfassen, zu kontrollieren und in ständische Hierarchien einzuordnen, veränderten sich die Maßstäbe, an denen sich das Handeln der Regierung orientieren musste. Amtsträger sollten nicht aufgrund ihres Herkommens, sondern ihrer Leistung ernannt, Staatsdiener mit Gehältern und nicht durch Vergabe von Landgütern entlohnt werden. Gehalt und Status eines Staatsdieners wurden in der Rangtabelle ausgewiesen, die Peter I. 1722 eingeführt hatte, um den Aufstieg in die Elite an Leistungen und Verdienste zu binden. Peters Ideal war der »wohlgeordnete Policeystaat«.¹¹ Aber seine Gesetze waren nicht aus dem Leben gegriffen, seine Institutionen waren leere Hüllen, die den »Policeystaat« nur simulierten. Denn die Dienstleute des Zaren führten unablässig Krieg, sie waren in Bewegung so wie die Bevölkerung in Bewegung war. Es gab keine Landesherrschaften, keinen Regionalismus und keine mediatisierenden Institutio-

The Cultural Norms of Soviet Modernity, 1917–1941 (Ithaca, NY: Cornell Univ. Press, 2003); Kate Brown, »Gridded Lives. Why Kazakhstan and Montana are Nearly the Same Place«, in: *American Historical Review* 106 (2001), S. 17–48.

- 10 Vgl. dazu die Ausführungen des amerikanischen Anthropologen James Scott über den rücksichtslosen Modernisierungswahn – er spricht vom »high modernism« – in Entwicklungsländern und seine verheerenden Folgen: James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed* (New Haven, CT: Yale Univ. Press, 1998), S. 88–90.
- 11 David Ransel, »Character and Style of Patron-Client Relations in Russia«, in: *Klientensysteme im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Antoni Maczak (München: Oldenbourg, 1988), S. 214–216; Reinhard Wittram, *Peter I. Czar und Kaiser. Zur Geschichte Peters des Großen in seiner Zeit*, Bd. 2 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1964), S. 99–169; Lindsey Hughes, *Peter the Great. A Biography*, New Haven, CT: Yale Univ. Press, 2002), S. 165–174.

nen, die gewöhnlich die Voraussetzung dafür sind, dass Menschen Vertrauen zu abstrakten Rechtsvorschriften entwickeln. Deshalb war es unter allen Umständen vernünftig, wenn nicht nur die Günstlinge des Zaren, sondern auch die Beamten und Statthalter in den Provinzen am Patronagesystem der Anwesenheitsgesellschaft festhielten. Denn die Zaren selbst vergaben Ämter als Belohnung für loyales Verhalten und überließen es den Beamten, selbst zu entscheiden, auf welche Weise ihre Amtsbezirke zu regieren waren. Leistung und Talent waren für das Fortkommen in der zivilen Verwaltung von nur geringer Bedeutung. Nur der direkte Kontakt zum Herrscher und die Pflege von Patronagebeziehungen ermöglichten den Amtspersonen, ihren Einfluss zu wahren.¹²

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts veränderten sich die Beziehungen zwischen den Eliten im Zentrum und in den Provinzen, besonders nach der Aufhebung der Dienstpflicht für den Adel im Jahre 1762 und der Einführung einer ständischen Lokalverwaltung unter Katharina II. im Jahre 1775. Die Reformen der Zarin sollten auch in der Provinz die Macht von Institutionen und den Geist der Gesetze verbreiten.¹³ Aber die gesellschaftliche Selbstorganisation bewirkte, dass sich die lokalen Eliten mit den mächtigen Cliques am Hof in vertikalen Patronagebeziehungen verbanden. Warum? In der historischen Literatur findet man gewöhnlich mehrere Erklärungen für die Beharrungskraft der Patronagesysteme. Der Zentralstaat habe die ständischen Wahlbeamten nur unzureichend entlohnt und sei nicht imstande gewesen, sie durch ausgebildete Fachbeamte auszuwechseln. Deshalb sei die lokale Verwaltung in den Händen ungebildeter und korrupter Dilettanten geblieben.¹⁴

Aber müsste man nicht auch von der Staatsferne der Provinzen sprechen, von der Gewalt und der Unsicherheit, mit der die Bevölkerung leben musste? Weder die Eliten im Zentrum noch die adligen Amtsträger in der Provinz konnten darauf vertrauen, dass das Gesetz sie gegen willkürliche Handlungen konkurrierender Familien absicherte. Die Gutsherren mussten sich nicht nur gegen rivalisierende Standesgenossen, sondern auch gegen ihre leibeigenen Bauern versichern.

12 Ransel, »Character«, a. a. O. (Anm. 11), S. 211–231; Geoffrey Hosking, »Patronage and the Russian State«, in: *Slavonic and East European Review* 78 (2000), S. 306–313.

13 Dietrich Geyer, »Gesellschaft« als staatliche Veranstaltung. Sozialgeschichtliche Aspekte des russischen Behördenstaates im 18. Jahrhundert«, in: *Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland*, hrsg. von Dems. (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1975), S. 20–52; John LeDonne, *Absolutism and Ruling Class: The Formation of the Russian Political Order 1700–1825* (New York, NY: Oxford Univ. Pr., 1991); Isabel des Madariaga, *Russia in the Age of Catherine the Great* (New Haven, CT: Yale Univ. Press, 1981), S. 277–291.

14 Marc Raeff, *The Well-Ordered Police State: Social and Institutional Change through Law in the Germanies and Russia 1600–1800* (New Haven, CT: Yale Univ. Press, 1983); Ders., *Origins of the Russian Intelligentsia: The Eighteenth Century Nobility* (New York, NY: Harcourt, Brace & World, 1966); Irina Davydova, »Bureaucracy on Trial: A Malaise in Official Life as Represented in Nineteenth-Century Thought«, in: *Bribery and Blat in Russia*, hrsg. von Stephen Lovell & Alena Ledeneva (New York, NY: St. Martin's Press [u.a.], 2000), S. 96–99.